Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage

zur

Deutschen Rundschau

Nr. 127. Bromberg, den 8. Juni 1937

Lilians indisches Abenteuer

Roman von **Katrin Holland.**

(Copyright by Verlag Knorr & Hirth G. m. b. H., München 1936.)

(3. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Schließlich entschloß sich Valerie, gewitzt durch Erfahrungen, „Madame" zu Rate zu ziehen und sie nach den Spezialitäten des kleinen Gasthauses zu fragen. Die kleine, lebhafte Französin brachte ihnen geschmeichelt das Beste vom Besten.

Als der Kaffee aufgetragen wurde, zündete sich die ältere Dame eine Zigarette an. „Hör, mein Liebes", sagte sie, „vergiß mich nicht ganz, sobald du in Indien bist, und tu mir den Gefallen und laß mich wissen, ob du dich mit Eric verlobt hast."

Valerie stand auf und ging um den Tisch herum, um die alte Dame zu küssen, sie wußte, daß diese wenigen Worte ein Lebwohl und alle guten Wünsche bedeuten sollten!

„Und nun laß uns gehen", sagte Lady Beachyhead aufstehend und zahlend. „Rufe deinen Pierre, in anderthalb Stunden geht die „Naldera"."

Eine Weile fuhren sie die glatte schöne Hauptstraße entlang, dann bog der Chauffeur auf Nebenwege ab und, wie versprochen, befanden sie sich plötzlich in einer unbelebten, romantischen Umgebung. Valerie kletterte aus dem Wagen, um die Aussicht von allen Punkten zu genießen, und wieder einsteigend, gab sie Weisung, jetzt schneller zu fahren, um ohne Schwierigkeit die „Naldera" zu erreichen.

Bevor jedoch der Chauffeur die anempfohlene Geschwindigkeit erreichen konnte, geschah das Unglück. Das linke Vorderrad löste sich, glitt pfeilschnell voran und flog auf die linke Seite des Weges, der an dieser Stelle nicht begrenzt war, in den felsigen Abgrund hinab. Schneller noch als man dies verfolgen konnte, steuerte Pierre mit der Geistesgegenwart der lateinischen Rasse den Wagen so stark nach rechts, daß er mit einem argen Stoß direkt vor einem Baum zum Halten kam.

„Bist du verletzt?" fragte Valerie, die bei dem Anprall vom Sitz geglitten und hart nach vorne gefallen war.

„Nein", entgegnete Lady Beachyhead trocken, „ich tat, was ich immer zu tun pflege, sobald ich in einer Taxe oder einem Mietwagen sitze, ich stemme meine Füße an die gegenüberliegende Seite und halte mich an der Lehne fest. Wäre ich kleiner, so hätte nicht einmal mein Kopf das Verdeck gespürt."

Sie griff in die Tasche und zog ein Fläschchen Kölnisch Wasser hervor, mit dem sie das Gesicht des Mädchens besprengte, dann nahm sie eine Reiseflasche mit Kognak heraus und flößte ihr einen tüchtigen Schluck ein.

Valerie hustete kläglich und sich verschluckend: „Ich werde betrunken auf die „Naldera" kommen", sagte sie.

„— Wenn du sie noch zur Zeit erreichen solltest, was mir zumindest fraglich scheint. Nun, es war dein Plan. Komm, laß uns aussteigen und sehen, wie groß der Schaden ist".

Der Chauffeur fluchte, wie nur ein französischer Chauffeur fluchen kann, der es nicht ernst meint.

Der rechte Kotflügel war zur Hälfte abgerissen und die Motorhaube stark verbeult.

„Gott sei Dank", murmelte Valerie, „der Motor läuft noch. Wenn wir uns beeilen . . . es sieht aus, als könnten wir weiterfahren."

„Nicht auf drei Rädern —", sagte die alte Dame, die das Rad über den Straßenrand hatte verschwinden sehen, trocken.

„Aber ich muß fort", rief Valerie heftig und ihr eben noch bleiches Gesicht rötete sich vor Aufregung und Erschrecken. „Laß es uns wenigstens versuchen."

Jetzt machte Pierre einen Vorschlag. Unter vielem Eigenlob auf seine Tüchtigkeit, die den Gästen das Leben gerettet hatte, kam er mit seinem Plan heraus, die fünf bis sechs Kilometer zum Gasthaus zurückzugehen und von dort nach einer Taxe zu telephonieren, vielleicht auch, daß er schon unterwegs ein Auto anhalten könne.

„Gut", sagte Valerie, nachdem sie flüchtig überlegt hatte, ob sie nicht selbst gehen sollte, und der Mann verschwand, ein Trinkgeld einsteckend, im Trab, um die nächste Wegbiegung.

Lilian, noch immer etwas schwach und zitternd von dem Schock, kauerte sich auf das unversehrte Trittbrett und schob eine Zigarette zwischen die Lippen.

Ihre nicht aus der Ruhe zu bringende Tante spazierte indessen hin und her. Als sie zurückkehrte, um sich neben Lilian niederzulassen, bemerkte sie, ohne ihre Stimme zu heben oder zu senken, so als ob es das natürlichste der Welt sei: „Der Chauffeur gefällt mir nicht."

„Wieso? Was meinst du?"

„Er lief, solange er dachte, wir könnten ihn beobachten. Als er sich aber außer Sehweite glaubte, begann er ganz vergnügt zu bummeln als sei er auf einem Sonntagsspaziergang. Wahrscheinlich will er seinen Beutel an uns Grünhörnern auffüllen. Scheinbar ist dies sein Trick und die malerische Straße nichts anderes als eine Autofalle. Na, du bist es, die diesen romantischen Ausflug vorschlug, nicht ich."

„Ich bitte dich, schilt nicht".

„Ich wünschte, ich hätte Zeit dazu, dir den Kopf zu waschen, aber ich fürchte, die „Naldera" nimmt auf meine Strafpredigt keine Rücksicht. Jedenfalls hätte ich als die ältere und vernünftigere es nicht erlauben sollen. Hast du übrigens gesehen, daß sechzig Meter tiefer die Hauptstraße läuft?"

„Du hast recht", sagte Lilian, sich hinunterbeugend, „aber nur eine Ziege könnte da abwärtsklettern".

„Der andere Weg zurück ist einige Kilometer lang, sicher eine halbe Stunde. Außerdem würde ich nicht gerade allzu großen Wert darauf legen, deinem Pierre in die Arme zu laufen und womöglich aufgehalten zu werden."

Lilian sah ihre Tante an. Ein Lachen ging über ihr junges Gesicht. „Du bist verrückt".

„Vielleicht, aber ich scherze nicht".

„Ich bitte dich! Du . . ."

„Schön und gut ich bin alt und taub und was du willst, aber ich bin im Himalaja und in Tibet und in den Schwei-

zer Bergen geklettert. Es sieht gefährlicher aus, als es ist. Wenn du jeden Felsvorsprung ausnutzt und Gleichgewicht zu halten verstehst, so hast du nach den ersten sechs Metern das steilste Stück geschafft".

Lady Beachyhead öffnete kurz entschlossen ihren Ledergürtel und band ihren langen behindernden Rock hinauf, so daß sie die Knie frei bekam. Lilian folgte ihrem Beispiel.

„Tu genau, was ich dir sage! Und nun los und sieh nicht nach unten, wenn du Angst hast schwindlig zu werden".

Die Voraussage der alten Dame bewahrheitete sich, nach zehn Minuten war das schwierigste Stück überwunden und nach weiteren zehn Minuten standen sie unversehrt mit kaputten Strümpfen und etwas abgeschürften Händen auf dem großen langen Straßenband. Aber das Schicksal schien es bös mit ihnen zu meinen. Es war die geheiligte Ruhestunde der Franzosen. Zwischen ein und zwei Uhr mittags. Kein Auto ließ sich blicken. Schließlich kam ein Langholzfuhrwerk daher, das sie mitnahm. Sie kletterten hinauf, um wenigstens etwas weiterzukommen.

„So werden wir mindestens zum Tee zurechtkommen", murmelte die herzlose Dame, „und ich habe die Freude, dich noch ein paar Tage länger um mich zu haben".

Lilian schwieg. Sie war den Tränen nahe, aber sie weinte nicht. Etwas später tauchte ein Motorrad in Sehweite auf, kam schnell näher und gab mit lautem Hupen dem Wagen das Signal zum Überholen.

„Hopp, mein Liebling, hier kommt deine Chance".

„Aber ich kann doch nicht allein so . . ."

„Mach, daß du fortkommst, grüß den Jungen, Gott segne dich".

Lilian sprang vom Wagen und stand neben dem Motorrad.

Der Fahrer erklärte sich einverstanden, sie hinter sich aufsteigen zu lassen und so fuhr Lilian, sich an dem breiten Rücken eines unbekannten jungen Mannes festklammernd, an ihrer Tante vorbei, die, mit den Beinen baumelnd und eine Zigarette rauchend, auf dem Planwagen saß.

„Wenn ich das Schiff noch erreiche, dann können Sie von mir verlangen, was Sie wollen", schrie Lilian dem jungen Mann ins Ohr, während sie ihrem Hut nachsah, den der starke Windzug entführte.

„Auch einen Kuß?" fragte der mit aller frechdachsigen Liebenswürdigkeit.

„Auch den, Monsieur, nur fahren Sie."

*

Lambertz ließ sich den Weg zu seiner Kabine zeigen.

Kaum hatte er die Tür geöffnet, als ihn ein lärmendes „Ohohaho" begrüßte. Jemand sprang von seinem Bett auf, stellte sich in Position, schlug die Hacken zusammen und grüßte militärisch. „Willkommen, boss!"

„Gruß dich Gott, Schönlein".

Sie schüttelten sich die Hände wie zwei Spießgesellen. Braver Schönlein, Lambertz hatte ihn während der aufregenden Ereignisse der letzten Stunden beinahe vergessen und doch war dieser junge Mensch vor ihm so etwas wie seine zweite Seele. Als Botenjunge hatte er noch unter dem alten Lambertz seine Laufbahn in der Firma begonnen, später war er dann die „rechte Hand" des jungen Chefs geworden. Ein pfiffiger, gescheiter Junge, der, wie er von sich selber sagte, das Gras wachsen hörte. Und weiß der Teufel, Hippolyt Schönlein war ein Tausendsasa, ein Hansdampf in allen Gassen, und hatte Martin mehrmals seine Hellhörigkeit nutzbringend bewiesen. Er war verläßlich, ein guter Kamerad und Lambertz treu ergeben. Damals, als Lambertz nach dem Abitur zu dem Kompagnon seines Vaters in die Lehre kam, da hatten sie sich schon angefreundet und mit Martin zusammen war auch Schönlein aufgestiegen in enger steter Zusammenarbeit, Als man Martin, den Erben, dann ins Ausland schickte, gab man ihm Schönlein mit — ein Stück von zu Hause. Gemeinsame Arbeit, gemeinsame Arbeit in den verschiedenen Ländern der Welt hatte sie zu Freunden gemacht. Seit zwei Jahren war Schönlein erster Direktor und Prokurist der Firma Lambertz Söhne.

„Was sagst du dazu?" fragte Lambertz, nachdem er

„Stinkt", antwortete Schönlein kurz und bündig. „Und wenn ich dir einen Rat geben darf, so steck deine Nase nicht in anderer Leute Angelegenheiten."

„Hubert ist mein Freund".

Schönlein seufzte. „O ja, ja. Natürlich, aber außerdem ist er Offizier in britischen Diensten. In Indien stationiert und du hast dein Geschäft in Indien."

„Unsinn".

„O. K., boss. Wir werden sehen, sobald wir im Land der tausendundeinem Wunder sind. Jetzt aber laß uns an Deck gehen. Die „Naldera" muß jeden Augenblick das Dock verlassen. Zwei Uhr". —

Als sie an Deck kamen, stutzte Lambertz plötzlich. Da lehnte nicht weit von ihm entfernt eine ihm bekannt vorkommende Gestalt.

Es war der zeitunglesende Mann, dessen Namen Lambertz in der Halle des Flugplatzrestaurants in Croydon zufällig gehört hatte.

„Es ist zehn Minuten nach zwei Uhr", bemerkte Mr. O'Rorke in dem scharfen, nörgelnden Ton anspruchsvoller Passagiere. „Wir sollten längst auf See sein. Und noch immer liegt das Fallreep aus".

„In fünf Minuten fahren wir ab", entgegnete ein Offizier.

„Aber warum?"

„Es fehlt noch ein Passagier".

„Ich dachte, die P. & O.-Linie wartet auf niemand".

„Nein", sagte der Offizier, „aber sie ist berechtigt, höflich zu sein", und er ging grüßend weiter.

Lambertz und Schönlein waren inzwischen so nahe herangekommen, daß sie noch in kleiner Entfernung von dem Scheltenden standen.

„Passagiere können pünktlich sein. Wenn sich das jeder erlauben wollte", brummte der, halb für sich, halb an die anderen Umstehenden gewendet.

„Der scheint ja mächtig Eile zu haben, auch keine fünf Minuten zu spät in Indien anzukommen", raunte Schönlein seinem Chef zu.

Martin starrte mit einer ihm selbst unerklärlichen Spannung auf den Kai. So wie man am gestrigen Tag aufmerksam seine Anstrengungen, den Zug in Victoria Station zu erreichen, verfolgt hatte, so verfolgte er jetzt ein sich in rasender Fahrt näherndes Motorrad. Da — es wurde abgestoppt. Vom Rücksitz sprang etwas herab, von dem man nicht wissen konnte, ob es ein Junge oder ein Mädchen war, beugte sich blitzschnell zu dem Fahrer, küßte ihn auf die Wange und rannte mit weit ausholenden Schritten mit beiden Händen winkend auf die „Naldera" zu.

Schon war von oben das Kommando gegeben, das Fallreep aufzuziehen, aber beim Anblick der winkenden, laufenden Gestalt wurde der Befehl zurückgenommen und noch einmal glitten die Planken, die sich schon ein paar Zentimeter in der Luft befunden hatten, auf den Boden nieder.

Eine Stimme rief: „Alle Passagiere an Bord!" und gleich darauf löste sich die „Naldera" vom Kai.

„O Gott", seufzte das Mädchen, das jetzt mit zerschundenen Armen, wildem, aufgelöstem Haar und zerrissenen Strümpfen auf Deck stand. „Das war um Haaresbreite. Wo ist der Kapitän, ich muß ihm danken und ihm mein Zuspätkommen erklären".

Sie entschwand aus dem Gesichtskreis der belustigt und erstaunt lächelnden Passagiere.

„Komm, alter Junge", rief Schönlein und schlug Lambertz auf die Schulter. „Was hast du denn? Hast du einen Geist gesehen?"

Aber Lambertz antwortete nicht, er riß sich los, lief hinter dem Mädchen her und holte es am Fuß der Treppe ein, die zum Kommandodeck führte. Dieses Gesicht, schmutzig und unordentlich, es glich einem anderen Gesicht.

Wie eine Vision tauchte es vor seinem geistigen Auge auf. Und wie ein Blitz eine Landschaft erhellt, sah er in der Erinnerung eine Jagdhütte in der indischen Dschungel, einen jungen lachenden Mann in hohen Reitstiefeln, an dessen Feldbett das Bild dieses Mädchens stand. Es war sein und Hubert Bakers erster gemeinsamer Jagdausflug gewesen, und vor wenigen Stunden hatte der junge Engländer ihm das Leben gerettet. Nahe einem Flüßchen hatte Lambertz auf Anstand in einem Baum gesessen und die Büffel beobachtet, die in ihrem für sie typischen Anmarsch — ein großer Halbkreis mit den stärksten Tieren in der Mitte und an den beiden Flügeln — zur Tränke kamen, als er über sich ein leises Knurren hörte. Gleich

darauf fiel ein Schuß und neben ihm stürzte, sich überschlagend, ein zu Tode getroffener schwarzer Panther im Dämmerlicht zu Boden. Unbemerkt von ihm mußte sich das Tier von rückwärts angeschlichen haben, um ihn im Sprunge anzugreifen. Ein paar Sekunden später . . . und Hubert hätte nicht mehr schießen können, weil Martin selbst in der Schußlinie saß, in die das Tier hineinsprang.

„Das ist meine Schwester", hörte er in der Erinnerung die helle frohe Stimme seines Freundes, „ist sie nicht schön?" — — —

„Miß Baker?" fragte Lambertz. „Nicht wahr, Sie sind Lilian Baker?"

Das Mädchen, schon im Begriff, die Treppe zu erklimmen, drehte sich erstaunt um, ihn aufmerksam und prüfend ansehend. Dann nickte sie, und in ihrer Stimme war noch immer Atemlosigkeit, als sie antwortete: „Aber ich weiß nicht, doch ich weiß, sagen Sie es nicht . . . lassen Sie mich raten — Martin Lambertz? Hubert hat mir so viel von Ihnen erzählt."

(Fortsetzung folgt.)

Sein schwarzer Tag.

Erzählung von Arnold Krieger.

Stockholm 1912. Olympische Spiele. Die Augen der ganzen Welt sind auf Hanns Braun gerichtet, den Wunderläufer aus München. Der ungestüme Stern seines Aufstiegs hat das schnellste Können der anderen überblendet. Wo immer er auftrat, betörte er die Menge, verrückte er die Maßstäbe. Ist es vermessen, zu hoffen, daß ihm jetzt in Stockholm der letzte und schönste Sieg gelingt, die Eroberung der Weltmeisterschaft? Hat er nicht die denkbar gefährlichsten Gegner Mann für Mann niedergerannt in London, in Dresden, in Budapest?

Dieser 8. Juli 1912 sieht ihn als einzigen Europäer mit sieben Amerikanern am Start. Die Vor- und Zwischenläufe sind nicht leicht gewesen, auch nicht für den großen Sohn Deutschlands, den schlanken, sieggewohnten Hanns Braun.

Zuviel ist von seinem selbstverständlichen Sieg gefabelt worden. Es ist deutlich zu merken, daß die Last der vorweggenommenen Glückwünsche den Läufer ein wenig drückt. Er sieht heute blaß aus, spricht wenig. Die Zuschauertribünen aber sind ein vielfacher Ring brodelnder Ränge. Am lebhaftesten ist die deutsche Kolonie, die ohne Ausnahme zur Stelle ist. Prinzen und Prinzessinnen in vollem Flor richten ihre Blicke huldvoll auf den rassigen Wunderläufer. Auch das schwedische Königspaar wohnt dem Ereignis bei.

Die Zehntausenden wünschen mit gespannter Seele, daß er es schwer haben möge, der weltmännische Deutsche, aber fast alle wünschen auch, daß der Sieg bei ihm sei. Sogar die skeptisch-kühlen Engländer fühlen etwas wie Liebe oder doch wenigstens Vorliebe für diesen ritterlichen Spielkämpfer.

Hanns Braun mustert noch einmal die Schar seiner Gegner. Es sind robuste, entschlossene Gesellen, die zuchtvollste Auslese der erprobtesten Sportnationen. Seltsam, daß ihm diese Gesichter mit ihren markigen Kiefern in eins übergehen, daß sie sich ihm zu einer kompakten Masse undurchdringlich zusammenfügen. Er weiß schon jetzt sehr genau, daß er als versprengter Einzelner gegen eine geschlossene Mannschaft kämpft. Er muß an Rau denken, der auch in eine Gruppe von Amerikanern eingekeilt war und den sie schon zu Beginn durch acht Fehlstarts zu zermürben trachteten.

Es kann nur noch Sekunden bis zum Startschuß dauern.

Verstohlen tastet Hanns Braun noch einmal nach der dünnen Kette, die er Tag und Nacht um seinen Hals trägt, drückt wie von ungefähr das zierliche Medaillon, das wie ein Talisman auf seiner nackten Brust ruht.

Da fällt der Schuß.

Die acht sausen los. Mit einer tollen Geschwindigkeit rennen sie in die Kurve, einer am anderen haftend. Braun spürt den Andrang des Gegenwindes. Es behelligt ihn nicht. Er lief schon gegen die heftigste Luftströmung. Aber daß die drei führenden Amerikaner so aneinander kleben, das stört ihn, obschon er darauf gefaßt war. Die ganze erste Runde verläuft in diesem geschärften Tempo mit schneidender Gleichmäßigkeit. Die Amerikaner bleiben in starrer Gruppe, wenige Handbreit von dem Deutschen. Es gibt noch keine vorgezeichneten Bahnen. Jeder muß sehen, wie er zurechtkommt. Die Amerikaner liegen ehern gestaffelt im Rennen, suchen Braun hintanzudrücken. Hinter ihm laufen die anderen vier. Er weiß kaum noch etwas von ihnen. Sie biegen in die nächste Runde. Das ganze Stadion ist lautlos. Hanns Braun denkt: Ich werde es schaffen. Im Spurt kriege ich sie. Da hat mich bisher noch keiner geworfen.

Er verlängert seine Schritte noch. Er greift zweieinhalb Meter. Aber auch die Amerikaner verschärfen ihr Tempo weiter. Sie alle laufen diese achthundert Meter, als gälte es nur vierhundert.

Brauns federnde Schenkel schnellen so hoch, daß sie eine Millisekunde parallel zum Boden in der Luft liegen. Er läuft ganz auf den Ballen. Der Mund ist nur wenig geöffnet. Die Arme sind leicht gebeugt, die Hände zu Fäusten gerundet.

Ein faszinierendes Rennen! Dicht vor Braun liegen Davenport und Sheppard, der zweifache Weltmeister, dessen Besieger Giesing im vorigen Jahr von Braun spielend geschlagen worden ist. Die Spitze hält der junge Meredith. Die drei bilden einen nicht zu sprengenden Block aus Energie und Muskelwerk. Zusammengeschweißt sind sie. Bis ins kochende Herz von dem verdreifachten Willen erfüllt, den Wunderläufer auszusperren, abzuriegeln, daß er keine Möglichkeit habe, zum Spurt anzuschnellen.

Davenport vollbringt die staunenerregende Leistung, die ganze Fahrt in der Schrägstaffelung außen durchzuhalten, um nur nicht den Deutschen vorwegzulassen. Die drei sind aufeinander eingeschworen. Da ist kein Moment des Versagens. Mit ihren weitklafternden Schritten fliegen sie über die Bahn dahin. Braun bleibt der Mannschaft auf den Fersen. Er kommt nicht dichter heran. Die letzte Spanne zwischen sich und den dreien fühlt er wie mit Preßluft angefüllt. Seine Fäuste verkrampfen sich. Die Arme pendeln nicht mehr, sie rütteln. An seinem Blick seitwärts wogt und brodelt der bunte Brei vorüber, die formlose Menge; sie ist es, die kreist. Ein dumpfer, langgezogener Laut beschlägt sein Gehör.

Er sieht, daß Meredith den Kopf in den Nacken legt, das erste Zeichen von Ermattung. Aber schon biegen sie in die Zielseite ein; die Mannschaft dichtgeschlossen, Körper an Körper gesogen, springfedernder Lauf. Jetzt muß ich spurten, denkt Braun, jetzt ist es allerhöchste Zeit. Nur noch Sekunden, Sekunden. Wieder legt er sich nach außen, um vorbeizuspurten. Aber die Mannschaft hält ihn wie durch ein Gesetz hinter sich. In totem Rennen laufen Sheppard und Davenport, Flanke an Flanke wie leblos arbeitende Motoren, gleichmäßig, präzis.

Braun sieht das Zielband, sieht — und es schneidet ihm wie ein Messer in die vorgeschwollenen Augäpfel — sieht, daß Meredith das Band zerreißt. Das ganze Stadion ist ein tobender Hexenkessel. Verloren! schrillt es ihm durch alle Sinne. Etwas schlägt ihm gegen die fiebernden Gelenke der Füße. Durchs Hirn blitzt der Entschluß: Verzicht! Es zieht allen Strom aus seinen Gliedern. Sein Lauf endet. Sein Wille ist zwei Meter vor dem Ziel versandet. Ist er dem Publikum die Schlußpointe der Darbietung schuldig? Nein, er will nicht als vierter durchs Ziel; lieber ganz ausfallen, sich wegtun, Laufbahn für immer aufgeben, aus!

Beifallsstürme durchtosen den Raum. Nicht einmal zwei Minuten hat das ganze Drama gedauert, aber für Braun ist es, als käme er nach unermeßlich langer Abwesenheit zu sich zurück. Er empfängt viele Händedrücke. Er ist zu wohlerzogen, sich Beileidsäußerungen zu verbitten, auch wenn sie in den schiefen Formeln einer verdächtigen Bewunderung auftreten. Gewiß, er hat den Ziffern nach nicht weniger geleistet als sonst, aber die Amerikaner sind auf eine phantastische Rekordzeit heraufgerückt, die erst nach vielen Jahren wieder eingeholt und überboten werden soll.

Wirklich sich wegtun, Laufbahn für immer —?

Nein, das ist nicht Hanns Braun.

Er entschließt sich, noch am Tage danach das 400-Meter-Rennen zu laufen. Deutschland hat keinen anderen für diesen Kampf. Wieder sind es Amerikaner, gegen die der Zerknirschte auftritt. Schon im Zwischenrennen wird er

von Young beiläufig so schwer gerempelt, daß Disqualifikation erfolgt. Und dann zum erstenmal abgesteckte Bahnen.

Trotz seiner seelischen Erschütterung gelingt es Hanns Braun, alle bis auf einen zu schlagen, dem er in Handbreite ins Ziel folgt. Wehmütig empfängt er die silberne Medaille.

Acht Tage danach Revancherennen mit dem Weltmeister Meredith in Berlin. Hanns Braun ist wieder der Wunderläufer. Er zermürbt den Olympiasieger bis zur Hoffnungslosigkeit, wirft ihn um ganze acht Meter zurück.

Und dann kommt das gewaltigste Kräftemessen der Nationen, der vierjährige Weltkrieg, die blutige Olympiade. Und wieder ist Hanns Braun, der sonnige, liebenswürdige Wettkämpfer, am Start. Er ist jetzt Flieger. Bei Cambrai geht er ins mörderische Rennen, die Unsterblichkeit mit dem Einsatz seines Lebens zu erringen. Aufstieg und Höchstleistung — Braun ist entschlossen, diesmal Sieger zu bleiben, mögen auch die amerikanischen Maschinen noch so toll hinter ihm herhetzen.

In einer unerhörten Kurve schmeißt er seinen zerlöcherten Apparat herum, haut in die Feinde hinein, was das Band hergibt, sieht einen von ihnen niederschmettern, stößt ihm nach, selber zu Tode getroffen, wie ein Falke, wirbelt dem Ziel entgegen mit fuchtelnden Flügeln, denkt mit dem letzten Fetzchen Gedanken an Sieg — und hat überwunden.

Germanen sammeln „das Obst" des Waldes.

Von **Anna Maria Lorenberg.**

Von allen Früchten, die uns der Sommer schenkt, sind zweifellos die Erdbeeren die schönsten. Wenn ihre Ernte beginnt, beginnt für die Menschen das Schwelgen in diesem köstlichen Genuß. Man ist geradezu erfinderisch — in so vielfältiger Gestalt kommen die Erdbeeren auf unseren Tisch: wir erfreuen uns an den köstlichen frischen Früchten, so wie sie gerade erst vor kurzem im Garten gepflückt wurden, an ihrem zarten Aroma, wir genießen sie eingezuckert und mit Milch oder Sahne übergossen, wir schmoren sie als Kompott, streichen sie durch ein Sieb und essen sie als köstlichen Erdbeerschaum oder wir backen herrliche Torten, auf denen die tiefroten reifen Früchte liegen — Torten, bei denen man „weich" wird und uns das Herz im Leibe lacht.

Es ist ganz merkwürdig, daß man im Altertum die Erdbeere kaum beachtet hat, diese Delikatesse haben sich die Feinschmecker damals entgehen lassen. Ovid und Vergil haben die Frucht zwar gelegentlich erwähnt, auch der ältere Plinius spricht von ihr und vergleicht sie mit der Frucht des Erdbeerbaumes, wobei er betont, daß beide sich durch ihre Substanz voneinander unterscheiden. Die Erdbeere als köstliche Frucht, als Delikatesse für die Tafel, haben aber die Germanen entdeckt. Sie waren die ersten, die in den tiefen Wäldern Norddeutschlands die kleinen, besonders aromatischen Walderdbeeren suchten. Und zwar war damals der Genuß der Walderdbeere so allgemein und so beliebt, daß man sie kurzerhand „das Obst" nannte. Solange der Wald „das Obst" spendete, durfte es auch auf dem stets gut besetzten Tisch nicht fehlen.

Im Mittelalter kam die Erdbeere schon weit mehr zu Ehren, sie wird sogar in den Dichtungen und Liedern der Minnesänger erwähnt. In einem alten Mailied heißt es: „Seht, da liefen wir Erdbeeren suchen von den Tannen zu den Buchen, über Stock und Stein . . ." Bei den Germanen war die Erdbeere der Göttin Holda geweiht, und wenn später, nach Einzug des Christentums, die Beerensammler die drei ersten gefundenen Erdbeeren der „heiligen Maria" auf einem Baumstumpf zu opfern pflegten — so ist darin zweifellos ein Rest des alten germanischen Kultes zu erblicken, bei dem man das gleiche Opfer der Göttin Holda darbrachte.

Erst gegen Mitte des 16. Jahrhunderts scheint man begonnen zu haben, die Erdbeeren in Gärten anzupflanzen und zu kultivieren, um größere Früchte zu erzielen. Der Schweizer Botaniker Ruellius gab 1537 in Basel ein Werk heraus, in dem erstmalig von derartigen Versuchen berichtet wird. Man soll dabei sogar rote Früchte in weiße umgewandelt haben. Immerhin blieb es bei Versuchen. Man kannte im allgemeinen immer nur die Walderdbeere als genießbare Frucht. Erst ziemlich spät, im 18. Jahrhundert, begann die eigentliche Zucht von Gartenerdbeeren. Die ersten derartigen Früchte brachte 1713 ein französischer Reisender und Gelehrter, Frezier, aus Chile mit nach Europa herüber. Dabei ist interessant, daß diese Gartenerdbeere das einzige chilenische Gewächs ist, das seiner Früchte wegen auf europäischen Boden verpflanzt wurde.

Frezier brachte fünf Erdbeerpflanzen mit nach Europa, zwei davon schenkte er dem Schiffskapitän als „Bezahlung" für das zum Begießen der Pflanzen während der Überfahrt bereitgestellte Süßwasser, die restlichen drei wanderten in den Botanischen Garten zu Paris, und aus ihnen entwickelte sich die gesamte Erdbeerzucht Frankreichs und der übrigen europäischen Länder. So hielt die Gartenerdbeere in Europa ihren Einzug. Es dauerte nicht lange, bis man sie im Großen als herrliches Obst zog, und auch die Erdbeerbowle wurde nur zu bald „erfunden". Heute freuen wir uns, wenn die Wochen des herrlichen Erdbeergenusses wieder gekommen sind.

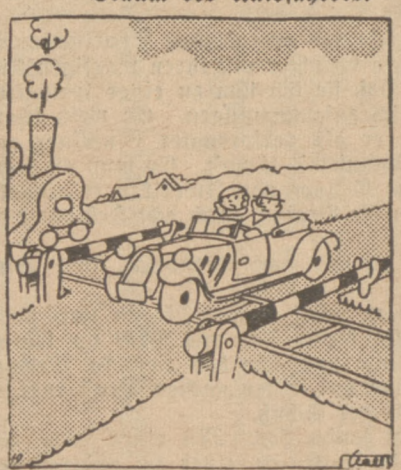
Bunte Chronik

Eisen auf Dynamit gespritzt.

Schon seit einigen Jahren kennt man die Metallspritzpistole. Sie dient dazu, bestimmte Körper mit einem äußerst feinen metallischen Überzug zu versehen. Das geschieht dann durch einen Strahl von fein zerteiltem, feuerflüssigem Metall, der auf Stoffe, wie beispielsweise Zement, Glas, Holz geschleudert wird. Dieses Verfahren hat erhebliche Beliebtheit gewonnen. Ein neues Ziel dieser Art der Zerstäubung hat nun der Schweizer Erfinder Dr.-Ing. h. c. M. U. Schoop entdeckt. Er schießt in seinem Laboratorium auf hoch explosive Körper, um sie mit einem möglichst gleichmäßigen, festhaftenden Überzug zu versehen. Dabei läßt er natürlich weitgehende Vorsicht walten. Und so muß es sich selbst das Dynamit gefallen lassen, daß es mit jenem Strahl aus der Metallspritzpistole beschossen wird. Der Zweck ist, den Einfluß der Luft fernzuhalten und den empfindlichen Sprengkörper vor Erschütterungen zu bewahren. Den Laien mag solch Verfahren einigermaßen in Erstaunen setzen. Immerhin kannte man schon früher Ähnliches. Im Jahre 1917 beschoß man auf diese Weise Maschinengewehrpatronen . . . Dabei ist allerdings zu vermerken, daß sie aus Hartpapier bestanden, das nunmehr metallisch gemacht wurde. Denn Kupfer und Nickel waren knapp, überdies auch schwerer als das metallisch gewordene Hartpapier.

Lustige Ecke

Traum des Autofahrers.



So müßten die Eisenbahnschranken eingerichtet sein.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z. o. p., beide in Bromberg.